



GYMNASIUM

Stift Kremsmünster

2017



www.stift-kremsmuenster.at/gym

160.
Jahresbericht

Garten und Humanökologie

Die Zukunftsgärtner – Dreiklang in und um Stift Kremsmünster

Festrede zur OÖ. Landesgartenschau, für die Schriftfassung erweitert und kommentiert

Univ. Prof. Dr. Bernd Lötsch

Warum „Festivals für Gärten“ – und dies fast jährlich und in mehreren Bundesländern? Der wichtigste Grund: Weil unsere Welt unaufhaltsam verstädert und versteinert, erstarrt in Beton, Metall und Glas. Stadtgrün wird zum „kollektiven Luxus“ der Gemeindebürger. Garten und Park werden zur Ersatznatur der Stadtmenschen. Warum beginnen immer mehr Menschen in aller Welt ihre Stadt zu hassen – obwohl der Mensch doch konstitutionell ein „Koloniebrüter“ wäre und Städte sein Paradies sein könnten? Die Gründe: Monotonie, Technobrutalismus, Naturverlust, Terror der Fahrmaschinen.

Was macht eine Stadt zum Liebesobjekt ihrer Bürger? Die scharfsichtige Sozialpsychologin Jane Jacobs (New York) fand: Die „Unverwechselbarkeit“ einer Stadt, ihre Charakteristik in Erscheinungsbild und Lebensgefühl.

Was wäre die „Naturkonditionierung der Städte“? Etwa Pflanzen von der Straße über Fassaden, Terrassen bis aufs Dach, grüne Wasserränder, sich spiegelnde Bauten, notfalls schwimmende Gärten auf ausgedienten Kähnen wie bei den gesuchten Wohnungen ehemaliger Docklands an der Themse, wo übergrünte Lastkähne als kleine wohnungsnahe Parks fungieren.

Aber Gartenkunst als Natur-Ersatz – ist das möglich oder Widerspruch in sich? Das Wort „Natur“ ist doch eindeutig vom lateinischen „natus“ abgeleitet und meint die oder das „aus sich selbst Geborene“ und „natürlich“ heißt so viel wie „ungezwungen“: Ein guter Gärtner führt dann eigentlich nur Regie – er sei zwar Meister seiner Gartengeschöpfe, aber kein zu harter ...

Eine Stadt hat immer noch Strukturvielfalt, also „ökologische Nischen“, deutlich mehr als ausgeräumte Traktorensteppen heutiger Agro-Industrie. Obwohl Wiens Gebäudemasse seit 1958 im Bauland um fast 40% zugenommen und dabei 30 % der naturnahen Flächen verloren hat – schlimm, weil das die Stadt als Hitzeinsel extremisiert –, ist die pflanzliche Artenvielfalt, die Biodiversität Wiens immer noch reichhaltiger als die der großen Mittelmeerinsel Kreta!

Laut Universität Wien hat das Stadtgebiet 2200 verschiedene Farn- und Blütenpflanzen, heimische oder „alteingebürgerte“, und 130 „etablierte Neophyten“ (integrierte botanische Immigranten wie Götterbaum, Eschenahorn, Indisches Springkraut, Kanadische Goldrute und Sibirischer Flußknöterich, die im Auen-Nationalpark allerdings enorme Probleme verursachen).

Die Autoren betonen aber besonders, dass diese Angaben ohne extreme Gartenzüchtungen seien, denn diese mögen die Biologen noch weniger – in Erinnerung an die feine Ironie der

chinesischen Weisheit: „Als Gott endlich einsah, wie unvollkommen seine Schöpfung sei, erfand er – die Gärtner.“

Das gilt übrigens nicht nur für Pflanzen: „Was haben wir nur aus dem Wolf gemacht!“, schießt es mir jedes Mal durch den Kopf, wenn ich auf der Straße Möpfe erblicke, die ihren Herrchen wesentlich ähnlicher sehen als ihren wölfischen Ahnen. Sie werden dennoch heiß geliebt, wie z. B. vom Humoristen Lorient, der ihnen ein Buch widmete unter dem Motto: „Ein Leben ohne Mops ist möglich – aber sinnlos ...“

In der Liebe zu Garten und Park geht es ja auch nicht um Ertrag und materiellen Nutzen – denn was wäre das für eine „Liebe“, fragt Papst Franziskus in seiner epochalen Umwelt-Enzyklika – mittlerweile bereits eines der großartigsten und wichtigsten Dokumente der Christenheit, würdig neben die Bergpredigt, den Ersten Korintherbrief 13 oder den Sonnengesang des Francesco d'Assisi gestellt zu werden, ein Markstein in der Entwicklung des Christentums – eigentlich auch im ökologischen Selbstverständnis des Homo sapiens auf diesem immer kleiner werdenden Planeten.

Nun, sagt Papst Franziskus zu Schöpfungsethik und Naturliebe in einer von Utilitarismus geprägten Welt, nichts sei doch verachtenswerter als eine Liebesbeziehung von Partnern aus egoistischem Nutzdenken, ein Egoismus übrigens, an dem unser Schicksalsbund, unsere Partnerschaft mit der Biosphäre derzeit, so der Papst, zu scheitern droht ...

Dreiklang – das Motto der Veranstalter

Gewiss sind es zunächst die drei Orte des Erlebens, allen voran der sakrale Kulturschatz, das Stift, das für seine Neupräsentation ungeahnte Mehrwerte schuf, welche die Vergänglichkeit einer Gartenschau um Generationen überdauern werden. Seit je ist es eine Perle der Christenheit und zugleich einst Pionier der wissenschaftlichen Aufklärung.

Den forschenden Patres verdanken wir unter anderem die für die internationale Klimaforschung einmaligen historischen Messreihen aus der Zeit Mozarts bis heute. Sie beweisen – ungeachtet kurzer Extremereignisse wie des momentanen Kälte-Einbruchs –, dass das bergige Österreich bereits das Pariser UNO-Limit der maximalen Langzeitüberwärmung überschreitet und dass wir zu den vom Klimawandel stark betroffenen Weltregionen gehören werden. Auch dass nach einer ununterbrochenen Kühltette von über 5000 Jahren in der Gletscherregion zwischen Österreich und Italien plötzlich eine magere Hand aus dem Schnee ragte, nämlich die des herausgeaperten „Ötzi“, mittlerweile weltberühmt (die Amerikaner nennen ihn den „Frozen Fritz“), war nach diesen Aufzeichnungen aus dem Stift Kremsmünster fast zu erwarten, als „global warning“ vor dem „global warming“. Die Besucher sehen die Messreihen als räumlich-stählerne Kurven im Garten neben der Wetterstation beim Mathematischen Turm – dramatisch selbst für Laien, insofern sie sie sehen wollen. Wissende assoziieren angesichts dieser Kurvenbilder die drohenden Permafrostschmelzen mit alpinen Hangrutschungen, die ganze Alpentäler verklausen. Andernorts, vergleichbar dem Stromausfall einer Kühltruhe, setzen in vorher tiefgefrorenen Unterböden Gärungen ein, die dann zusätzliche Treibhausgase Methan und CO₂ freisetzen, sogenannte „verstärkende Rückkoppelungen“. Die Anfälligkeit Österreichs liegt auch begründet in seinem geographischen Breitengrad und in der großen Entfernung vom ausgleichenden Meer.

Als zweiten Ton des Dreiklangs meint man den Ort unten, mit der reizvollen Flussaufweitung zu natürlicheren, teils seicht überströmten, teils durchflossenen Uferstrukturen. Dieser „Feuchtgebietspark“ wird ein Erfolg, denn der Homo sapiens, besonders der juvenile, verhält sich als konstitutionelles „Wasserrandwesen“!

Und der anlassbedingt nun besonders gepflegte Ortskern mit einigen bildschönen Bürgerhäusern profitiert vom neuerwachten Selbstdarstellungswunsch des Marktes Kremsmünster, macht bewusst, was seine Identität bedeutet, sowohl für die Heimatbindung der Bürger als auch zur Hebung der Attraktivität für Besucher.

Solche Anlässe helfen Werte zu erhalten, schaffen „eine Zukunft für die Vergangenheit“ ... Was wirklich zählt, ist überall das „Unverwechselbare“, d. h. organisch Gewachsene, kulturell wie auch natürlich Gewordene; das sind Zeugen der Baugeschichte ebenso wie eingesprengte Naturelemente. „Was eine Stadt werden kann, hängt davon ab, was sie einmal gewesen ist“ – und eben nicht wie jene fade gerasterten Nachkriegsstädte, wo man nur mehr aus der Fahrkarte erfährt, wo man ausgestiegen ist. Gleich wo Sie hinfahren in Europa, es sind immer nur die Altstädte mit ihrem langen Dialog zwischen Mensch – Natur – Kulturgeschichte, die zählen. Fast alles nach den 1970ern Gebaute ist meist nicht des Hinsehens wert, außer man sucht Ärger.

„Geschichtslos führt zu gesichtslos!“ Mittlerweile kopieren sich die Kistenmacher in Beton, Glas und Metall seit einem halben Jahrhundert nur mehr gegenseitig. Schönfärbend wird dies „Minimalismus“ genannt – der Begriff meint leider nicht die Dimensionen, die alles andere sind als bescheiden, sondern wohl eher ein „Minimum an gestalterischen Einfällen pro verbauter €-Million.“ Je kahler die Baufronten, desto üppiger wuchern die Graffiti über den Sichtbeton und die Tattoos über die Haut unserer Zeitgenossen ... Doch zurück zur vergleichsweise heilen Welt von Altstadt und Gartenschauland:

Als drittes Element im Dreiklang des Großereignisses – für Zugreisende vielleicht als erster Eindruck, weil nahe beim Bahnhof – Schloss Kremsegg, in neuem Glanz, voller Anmut und historischen Musikinstrumenten, mit dem eindrucksvollsten Vis-a-vis-Blick auf das Stift von der hochgelegenen Grünfläche des Schlosses aus, die zum Lustgarten der Designer wurde.

Doch bleiben wir beim Thema Dreiklang – sowohl in Dur, Frequenzverhältnis 4:5:6 (also große Terz, kleine Terz bzw. ergibt Quint) als auch in Moll, Frequenzverhältnis 10:12:15 – in jedem Fall resultiert die Harmonie aus einfachen, mathematisch beschreibbaren Frequenzverhältnissen (ganzzahligen Vielfachen), d. h. hier fußt ästhetisches Harmonie-Empfinden auf Naturkonstanten, mathematischen Gesetzen. Sogar Tiere sind darauf dressierbar. So piffte ein Schäfer in einer deutschen Hügellandschaft seinen Hüterhunden die Kommandos in Dreiklangfolgen. Eines Tages spielten die Hunde verrückt: Sie führten Befehle aus, obwohl er gar nicht piffte! Die Kommandos kamen aus dem Buschwerk. Ein Haubenlerchen-Männchen (*Galerida cristata*) imitierte ihn, weil's dem Vogel so gefiel. Bio-Akustiker der Universität Erlangen rückten mit Geräten an, zeichneten die Klangbilder (Sonagramme) auf: Das Haubenlerchen-Männchen hatte den Hirten nicht nur perfekt nachgeahmt, es hatte ihn sogar verbessert! Der Mensch hatte ein wenig falsch gepfiffen, der Vogel piffte die Dreiklänge hingegen wie ein gut gestimmtes Instrument.

Bio-Ästhetik

Warum ich dies hier erzähle? Weil Ästhetik offenbar kein bloßer Zufall ist – auch nicht nur Geschmackssache, auch nicht nur kulturell geprägt. Der Mensch, und nicht nur der Mensch, auch etliche seiner Mitgeschöpfe bringen angeborenermaßen bestimmte Anlagen zum Empfinden des Schönen mit – Ästhetik kommt vom Griechischen „aisthesis“ (Sinneswahrnehmung, Empfinden). Das Wort lebt auch noch in „Anästhesie“ weiter: unempfindlich machen.

Und da Gartengestaltung sich unablässig um Schönheit bemüht (sehr im Gegensatz zum heutigen Bauen), ist die Frage berechtigt, ob Homo sapiens nicht aus seiner Jahrtausenden währenden Stammesgeschichte einige ästhetischen Vorlieben mitbringt. Dies wird uns noch beschäftigen, wofür ich den Begriff „Bioästhetik“ vorschlage (s. u.). Sie ist Teil einer zeitgemäßen Humanökologie zur Schaffung lebenswerter Umwelten.

Vorerst aber noch eine dritte „Dreiklang-Episode“, die ich den künftigen Gartenschau-Pädagogen für ihre Führungstätigkeit widme: Bei meinen Amerika-Studien für die Planung unseres Auen-Nationalparks Ende der 1980er Jahre traf ich einen angesehenen indianischen NP-Ranger, damals sogar „Ranger of the Year“, der den Dreiklang der Sinne auf seine Weise beschwor, wenn er vorlaute, unaufmerksame Kinder in seiner Gruppe hatte: „My Cherokee-Grandma used to say: God gave you two eyes to see, two nostrils to sniff and two ears to listen – but only one mouth to talk!“ („Meine Cherokee-Oma sagte immer: Gott gab dir zwei Augen zum Sehen, zwei Nasenlöcher zum Riechen und zwei Ohren zum Hören, aber nur einen Mund zum Reden ...“)

Kann man den sinnlichen Naturgenuss denn besser fassen als schweigsame Gartenlust zwischen dem Schaureiz der Blumen, ihrem Duft, der sich mit dem der Kräuter mischt, dem Summen der Blütenbestäuber inmitten von Vogelstimmen und Blätterrauschen? Dreiklang der Sinne – Dreiklang der Gärten . . .

Bio-Ästhetik? Es gibt also ein unserer Species angeborenes Harmonieverständnis für „Stimmigkeit“ – auch dieses Wort kommt ursprünglich aus der Akustik. Aber gibt es sie vielleicht auch im Optischen, im Visuellen?

Es gibt zwar Lärmgesetze zum Schutz von Ohr und Hirn, Luftreinhaltegesetze zum Schutz des Lungenatmers Mensch – doch wer schützt das höchstentwickelte Augenwesen der Evolution vor der Verhässlichung all seiner Lebensbereiche? Hat der Mensch als Verhaltens-Universalie über alle Kulturen hinweg ein angeborenes Schmuckbedürfnis? Vielleicht ist Ornament doch kein Verbrechen! Sucht er eine andere Architekturschönheit als jene, mit der man ihn bevormundet? Und offenbar braucht seine Psyche auch Natur – aber wieviel?

Gibt es eine immanente „Ästhetik der Natur“ – so wie manche meinen, alles was Natur ist, sei an sich schon schön? Gewiss nicht! Eher liegt es an der „Natur unserer Ästhetik“, die wir zum Erkennen des Schönen bereits mitbringen, ein Teil davon sogar angeboren, über alle kulturellen Prägungen hinweg, etwa die „Werbegraphik der Natur“, wie Blüten und Schmetterlinge, die Menschen in aller Welt schön finden.

Welche optischen Eindrücke erregen unsere Aufmerksamkeit, werden mit Zuwendung beantwortet – etwa bei Wahlversuchen mit Kindern, auch mit höheren Tieren, sofern diese

Arten augenorientiert sind, wie Vögel oder Affen (sicher nicht mit Hunden, bei denen fast nur die Nase zählt). Worauf fallen sie mit den Augen am häufigsten herein?

Unser Gehirn ist ein „Signifikanz-Detektor“ (von lat. signum: Zeichen, das einem auffällt, das man sich merkt), unsere Wahrnehmung sucht nach Ordnungen, erspürt Gesetzmäßigkeiten, wie etwa die Farbfolge des Regenbogens, die ablesbare Statik („Kraftlinienarchitektur“) der gotischen Kathedralen, die Eleganz der Stromlinien von Fischen, Schnellseglern oder Flugzeugen, sucht unbewusst stets nach „Gestalten“ (projiziert sogar welche in Wolken, Berge, Marmor oder Holzmaserungen), reagiert auf (Farb-)Kontraste (z. B. Flaggen) oder ist schlicht fasziniert von der geometrischen Ordnung regelmäßiger Kristalle ...

Das griechische Wort „kosmos“ heißt „Ordnung“, bedeutet aber auch „Schmuck“ im Sinn von „Verschönerung“ und lebt noch in „Kosmetik“ weiter (zu den Mädchen sagte man in Deutschland vor besonderen Anlässen „Mach Dich ordentlich!“).

Besonders freuen uns Symmetrien – denken Sie an Spiegelungen: gleich ob in See oder Gartenteich, begeistern sie Naturphotographen. Hier bringen Bild und Spiegelbild eine strenge Ordnung in die Natur, wo sie sonst gar nicht bestünde. Und über die Spiegelsymmetrie hinaus fasziniert uns am stärksten die Radiärsymmetrie, also „Strahligkeit“. Der schlagende Beweis ist das vom schottischen Physiker David Brewster 1817 der Öffentlichkeit präsentierte Kaleidoskop (griech. „schön-schau“ Instrument) aus drei Spiegeln mit bunten Splintern in einer Pappkartonröhre, von welchem in Paris und London gleich in den ersten drei Monaten 200.000 Stück verkauft wurden. Offenbar ein unwiderstehlich anziehender Effekt ...

Solche Strahlensymmetrien nutzt die Pflanzenwelt: Die Evolution hat über Jahrmillionen „Strahligkeit“ als ein Erfolgsmodell ihrer „Werbegraphik“ emporselektiert. Die radiärsymmetrischen Blüten wurden dann auch in Kunst und Brauchtum fast aller Völker und Kulturen zum Schmuck und Ornament.

Doch eigentlich sind sie zur Anlockung von Blütenbesuchern entwickelt, als gut zu merkende „Markenzeichen“ für Orte duftend-süßen Nektars und nahrhafter Pollen (damit der Blütenstaub auf den weiblichen Narben der jeweils selben Art landet). Deshalb ist es naturphilosophisch so interessant, dass diese „biologische Schaufensterdekoration“, geschaffen, um die stecknadelkopfkleinen Gehirne vorbeifliegender Insekten zu beeindrucken, auch auf uns Menschen so stark wirkt. Wir fallen unbelehrbar darauf herein, mit keiner anderen Belohnung als dem schönen Anblick. Die Blüten sind weder essbar noch haltbar, wobei es für Wildpflanzen (übrigens auch schöne Falter) oft zum Nachteil wird, dass sie auch uns unwiderstehlich anziehen. Wie sonst, wenn nicht durch angeborene Programme, wäre es erklärbar, dass schon die Juvenilexemplare des Homo sapiens die Geschlechtsorgane höherer Pflanzen amputieren, um sie heimzutragen?

Doch geht unsere Vorliebe für Pflanzen weit über den Blütenzauber hinaus. Der Mensch trägt die Spuren einer Jahrmillionen langen Evolution in sich, die sich über Abertausende Generationen ausschließlich im Naturmilieu und in sozialen Kleingruppen abspielte.

Der Naturverlust des Homo sapiens

Die Gattung Homo ist seit 4 Millionen Jahren als Jäger und Sammler nachgewiesen. Erst seit viertausend Jahren ist sie dem entwachsen, erst seit 40 Jahren fährt sie massenweise

Auto (eine aufwendige Fortbewegung, bei der ein Mensch eineinhalb Tonnen Metall mit sich herumführt). Das gilt allerdings erst für 8% der Weltbevölkerung; 92% der Menschheit haben keines, ihnen fehlt Wichtigeres. In dieser Zeit beginnt sich auch die Atmosphäre gefährlich zu verändern.

Die entsprechenden zwei bis fünf Generationen in Megacities, Massenmotorisierung und Industriemilieu reichen nicht annähernd für eine genetische Anpassung der angeborenen Verhaltensprogramme. Sie sind seit mindestens 30.000-40.000 Jahren unverändert: „Steinzeitjäger im Straßenkreuzer“.

Jedes Kind wird auch heute mit dem Verhaltensinventar eines Cro-Magnon-Steinzeitjäger-Babys geboren. Besorgte Eltern wissen, wie schwer ihre kleinen Wilden zu akkulturieren sind, mit ihrer Begeisterung für Wasserränder, Tiere, Buschwerk, Schlamm und Dreck, sogar Feuer (das sonst die meisten Jungtiere instinktiv fliehen) und vor allem mit ihrem unbändigen Bewegungsdrang, bis sie dann schließlich niedergeschraubt in „Hockschulen“ hinreichend immobilisiert sind für Verwaltungs-Staat und Bildschirm-Autismus (dabei – trotz „Knöpfchendrücken“ – oft manuell immer ungeschickter werden und sich auf den seltenen Wandertagen im Gelände über ihre eigenen Füße „derstößen“...). Die uralten Verhaltensmerkmale des Homo sapiens sind kulturell z. T. stark, aber keineswegs beliebig überformbar.

Die selbstgeschaffene Verfremdung seiner Umwelt in versteinerten Städten läuft der „Natur“ des Menschen, seinen ererbten Anpassungsmustern davon und erzeugt eine zunehmende Neurotisierung. Der Baupsychologe Max Piperek ortet eine Vergewaltigung vor- und frühmenschlicher Bedürfnisstrukturen und spricht überdies vom meist unbewussten Naturverlust-Schock. Dies ist umso wichtiger, seit man erkannt hat, dass psychische Faktoren an den meisten Erkrankungen beteiligt sind. So sagt auch ein Pionier der Wiener Psychosomatischen Medizin, Erwin Ringel: „Was kränkt, macht krank!“ (vgl. auch die WHO-Definition von Gesundheit als „Zustand des körperlichen, seelischen und sozialen Wohlbefindens“). In Übereinstimmung damit, aber positiv formuliert, fasste ein alter Wiener Hausarzt mir gegenüber seine medizinische Lebenserfahrung in den lapidaren Satz „A g’sunder Mensch wird net krank“. Der Garten als organischer Ausgleichsraum trägt dazu bei, wie unser Team auch bei mehrjährigen Dachgartenstudien zu sehen bekam.

Die Pioniere der Vergleichenden Verhaltensforschung am Menschen (Humanethologie), der weltbekannte Konrad Lorenz-Schüler Irenäus Eibl-Eibesfeldt und der ebenso berühmte Mee-resbiologe Hans Hass, haben auf ihren (oft gemeinsamen) Forschungsreisen zu entlegenen Naturvölkern und Menschenstudien im Zivilisationsmilieu klare Beweise für über alle Kulturengrenzen hinweg bestehende angeborene Verhaltens-Universalien unserer Species gefunden und diese auch in wohnsoziologische Untersuchungen eingebracht. Demnach gibt es etwas wie die übereinstimmende Präferenz für Pflanzenformen („Phytophilie“) – sowohl in der oft stilisierten Pflanzenornamentik fast aller Kulturen (Ranken- und Blattornamentik in Textil, Malerei und Schmiedeeisen, von Holzreliefs bis zu korinthischen Säulenkapiteln, von simplen Pflanzen-Rhythmen bis organisch fließendem Jugendstildekor). Natürlich werden Dschungelbewohner kaum lebende Zimmerpflanzen in ihre Hütten holen, denn gewiss spielt auch Sättigung oder Rarität eine Rolle, während wir Dschungelpflanzen als Epiphytenäste in die sterilen Glashallen der Büropaläste holen, um psychisch darin zu überleben. Besonders deutlich wird das Bedürfnis nach Naturformen, etwa nach „Naturerinnerung“, durch Pflanzen in den technoiden Betonwüsten der Stadt, als „Seelenvitamin“ sozusagen. Es geht hier keineswegs um dekorative Blüten, sondern um die enorme Beliebtheit von Blattpflanzen

wie Philodendron, Monstera, Platyterium, Ficus-Arten, Palmen und Dracenen – kurzum grünen Mitbewohnern, mit keinem anderen Nutzen, man kann sie nicht essen, nicht einmal als Salat, sie duften kaum, sind bloß Botschafter der Natur. ...

Eibl-Eibesfeldt und Hass fanden noch weitere psychische Lebensraum-Ansprüche des Homo sapiens als menschliche Verhaltens-Universalien. Der ursprüngliche Lebensraum der frühesten Menschen liegt vermutlich in den Savannen Afrikas, nicht im Tropenwald sondern im offenen Grasland, mit Gehölzgruppen und strukturiert von „Saumbiotopen“ wie Ufer von Gewässern und Waldränder. Elemente, die verschlüsselt bis heute in der Park- und Gartengestaltung wieder auftauchen.

Wir haben eine starke Präferenz für Wasserränder, lieben weiten Ausblick, suchen dabei aber zugleich auch Deckung. Eines der wichtigsten Merkmale (außer dem aufrechten Gang und der Sprache) ist die Faszination des Feuers – sie steht tatsächlich an der Wiege der Menschheit, nicht nur in der Prometheus-Sage, sie reicht von der einstigen Schutzfunktion gegen wilde Tiere über den sakral-zeremoniellen Gebrauch (Feuer und Feier aus dem selben Wortstamm) bis zu „Kamin“-Gesprächen und „Kerzen“-Dinners in vollelektrifizierten(!) Räumen. ...

Auch „Sehen ohne gesehen zu werden“ ist ein Urwunsch – vom Märchenmotiv der Tarnkappe bis zum Erker (als steingewordenem Neugieverhalten), von der Suche nach Nischen mit Rückendeckung (Cafeteria-Effekt) bis zum Ideal der lauschigen Gartenlaube.

Territorialität? Besitz kommt von Besetzen. Eines der wichtigsten Verhaltensmerkmale des Homo sapiens ist die Territorialität, in all ihren Abstufungen von Individualabstand bis zu Einzel- und Gruppenterritorium – und hat viel mit dem Garten zu tun, mit Schildern wie „Privatgrund“, „Betreten verboten“, „... bei Strafe untersagt“.

Das Wort kommt von garte (mhd.), garto (ahd.), garda (got.), verwandt mit yard (engl.), gård (schwed.) und meint Gehöft, Umzäuntes, Eingehegtes (Wortverwandtschaften mit umgürten, Garde, Gardine etc. ... So geht es z. B. in „Kindergarten“ und „Tiergarten“ überhaupt nicht um Pflanzen, wohl aber um eingehegt und eingegrenzt.

Das heißt, die territoriale Besetzkomponente ist namensgebend. Ein Garten, der nicht umzäunt ist, ist eigentlich keiner, ist dann eher ein Park, vielleicht gar eine G'stetten oder irgendeine nicht klar zugeordnete Brache. Das Gefühl der Privatheit und gesicherten Rückzugsmöglichkeit scheint offenbar sprachlich dazuzugehören.

Der Kleingarten ist damit in einer anonym nivellierenden Massengesellschaft Erfüllung eines weiteren, von der Humanethologie erkannten Grundbedürfnisses – der Suche nach Identität, meint Individualität, Ansehen, Selbstdarstellung, „Wohnfeld als Teil des Ich“.

Konrad Lorenz (1973) meinte dazu:

„Die Selbstbewertung des normalen Menschen fordert mit vollem Recht die Behauptung seiner Individualität. Der Mensch ist nicht, wie eine Ameise oder Termite, von seiner Entwicklungsgeschichte so konstruiert, dass er es erträgt, ein anonymes und durchaus austauschbares Element unter Millionen völlig gleichartiger zu sein. Man betrachte einmal offenen Auges eine Siedlung von Schrebergärtnern und beobachte, welche Auswirkungen

der Drang nach Ausdruck seiner Individualität dort hervorbringt. Dem Bewohner der Nutzmenschenbatterie steht hingegen nur ein Weg zur Aufrechterhaltung seiner Selbstachtung offen: Er besteht darin, die Existenz der vielen gleichartigen Leidensgenossen aus dem Bewusstsein zu verdrängen und sich vom Nächsten abzukapseln.“

Und der stets originelle Künstler, Maler, Architekturkritiker, Recycling- und Ökoprophet Friedensreich Hundertwasser pflegte pointiert zu provozieren: „Die einzige Nachkriegsarchitektur, deren wir uns in Wien nicht zu schämen brauchen, ist die der Schrebergärtner“, und an anderer Stelle: „Es gibt kein ökologisches Problem von Rang, das findige Schrebergärtner nicht längst im Stillen für sich selber gelöst haben ...“

Wildnisethik und Naturgarten

Der Naturbegriff, zu dem ich als engagierter Ökologe in bisherigen Auseinandersetzungen um Nationalparks am meisten herausgefordert wurde, ist „Wildnis“. Für die großen Propheten der Amerikanischen Nationalparks war sie das eigentlich Verehrungswürdige: „*In wildness is the preservation of the world*“ („In der Wildheit erhält sich diese Welt“, Henry David Thoreau 1817-1862) und „*In God's wilderness is the hope of the world*“ („In Gottes Wildnis liegt die Hoffnung dieser Welt“, John Muir 1838-1914), beide auch opferbereite Verteidiger der neu erkannten Werte: „*The battle for conservation will go on endlessly – because it is part of the general warfare between right or wrong*“ („Die Schlacht um den Naturschutz wird endlos weitergehen, denn sie ist Teil des allgemeinen Krieges zwischen Recht und Unrecht“, John Muir). Diese fast religiös überhöhte Verabsolutierung des Wildnisschutzes – die letzten Wildnisse ihrer Art heißen in den USA bis heute „Sanctuaries“, also Heiligtümer – ist eine Haltung herausragender Philosophen, Literaten, Maler und Bürgerrechtskämpfer des 19. Jhdts. in den damals noch jungen Vereinigten Staaten, der wir letztlich einen der drei bedeutendsten Beiträge Nordamerikas zur Weltkultur verdanken, die Nationalpark-Idee (neben den beiden anderen großen Würfeln, der Declaration of Independence und der Jazz-Musik). Ich nenne diese Wildnisphilosophie daher gern den „ersten wirklichen ethischen Fortschritt seit 2000 Jahren“.

Da finde ich in der erwähnten Umwelt-Enzyklika von Papst Franziskus (sein selbstgewählter Name ist Programm!) den denkwürdigen Hinweis auf Franz von Assisi: Der Heilige einer „gelebten ganzheitlichen Ökologie“ (laut zeitnahen Biographen predigte er sogar den Blumen und lud sie zum Lob des Herrn wie vernunftbegabte Wesen) „trat mit der ganzen Schöpfung in Verbindung, im Empfinden der Brüderlichkeit und Schönheit“ (welches dem Nutzdenken unserer Zeit fremd geworden sei), so der Papst. „Deshalb forderte Franziskus im Konvent immer einen Teil des Gartens unbebaut zu lassen, damit dort die wilden Kräuter wachsen und die, welche sie bewunderten, ihren Blick zu Gott, dem Schöpfer solcher Schönheit, erheben können.“

Dieser Nutzungsverzicht zugunsten eines Stücks Natur, Sakralisierung von Wildnisresten – fast 700 Jahre vor den ersten Nationalparks – in einer Welt, die daran wohl noch keinen Mangel hatte, ist unglaublich, wenn man weiß, welche Bedeutung Klostergärten im kargen Mönchsleben für einen bescheidenen Selbstversorgungsgrad mit Gemüse, Kräutern und Heilpflanzen hatten. Und doch ist darin bereits die heute so dringende Forderung nach bedingungslosem Artenschutz angelegt – denn dieser geht letztlich immer nur durch Wildnisschutz – denn „Wildnis“ ist die Gebärmutter der Artenvielfalt, der Biodiversität (unseres wertvollsten Zukunftspotentials), und wenn ich als Biologe vor rauchqualmenden

Tropenwäldern stehe, dann komme ich mir vor wie ein Kunsthistoriker, wenn der Louvre brennt ...

Und ein Hauch von Wildnisethik wehte auch am Beginn der Naturgartenidee, wobei ich das Glück hatte, einen ihrer Väter persönlich zu kennen, den niederländischen Kunsterzieher Louis Le Roy, der sich nach seinem Bucherfolg „Natur einschalten – Natur ausschalten“ (Klett-Cotta 1978) gern als „Landwirt in Sachen Kunst“ oder „Ökospaßvogel“ bezeichnete und seine holländischen Mitbürger, diese Saubermacher mit Richtschnur Herbizid und Schneckengift, zunächst als Garten-Anarchist schockierte. Besonders provozierten ihn die sterilen Einheitsrasen des öffentlichen Grün, sodass er, die Taschen voll Unkrautsamen, die er mit beiden Händen ausstreute, die Parks durchstreifte, auch in Nachbarstädten, wo dann die Telefone der Gartenämter heiß liefen, mit dem Alarmruf voller Entsetzen „Le Roy ist da!!“ Seine Leidenschaft galt alten Randsteinen von Gehsteig-Rückbauten und Abbruchmaterial, mit denen er Wiesengrundstücke wie zufällig so reizvoll strukturierte, dass sie heute an malerisch überwucherte archäologische Fundstätten erinnern, wie mit Resten romantischer Ruinen, die Vielfalt von neuen Nischen erfüllt von überraschendem Tier- und Pflanzenleben ... die „Kunst des gelenkten Zufalls“. Wenn ich von den „Landschafts“-malern aus der Pionierzeit der amerikanischen Nationalparkgründungen schwärmte, wie Thomas Moran und Albert Bierstadt, korrigierte er mich – völlig zurecht: „Eine Wildnis ist keine Landschaft! Landschaft schafft, wer mit dem Land schafft ...“ Auch das konnte man von ihm lernen.

Habitat-Gardening

„Stadt- und Wohn-Gärtner“ als Zukunftsberuf des 21. Jahrhunderts

Man kann Gebäude elektrisch klimatisieren, Städte und Außenräume aber nicht. Außerdem gilt: Raumklima ist mehr als nasskalte Luft aus Blechröhren.

Baukörper-Begrünung wird wesentlicher Teil der Stadtgartenkunst. Dachgärten mit professionellen Substratschichten schützen die Dachhaut vor Überhitzung, mindern den Backofeneffekt der Steinmassen, binden selbst heftige Platzregen und halten ihre Feuchte für kühlende Verdunstung, könnten als Privatgrün oder gemeinschaftliche Dach-Parks mit Brücken über den Straßenschluchten gleichsam schwebende Erholungsvegetation bieten.

Fassaden-Grün – mauerschonende Kletterpflanzen (eher Veitsch als Efeu), auch an, vor Glasfronten gespannten Netzen hochwachsend, sind nicht nur klimamildernd, sondern auch „architekturmildernd“: Fassaden, die jeder Herbst von neuem bemalt.

Messungen an einem Amtshaus der Wiener Magistratsabteilung MA 48 ergaben einen Grün-Fassaden-Kühleffekt, welcher der Leistung von 75 elektrischen Klimaanlage mit je 3000 W entspräche.

Hofbegrünungen potenzieren die Klimawirkung der Laubkronen durch die sie umgebenen Baukörper, dämpfen die im Geviert sonst störenden Schallresonanzen, üppige Bäume schützen auch vor unerwünschtem Fremdeinblick vom Vis-a-vis. Soziologische Wohnwert-Untersuchungen ergaben in Analogie zum Begriff „Vollwert-Nahrung“ die Definition für „Vollwert-Wohnen“: Wesentlichster Faktor ist dabei ein Stück „Freiraum unter offenem Himmel“ – sei es ein Anteil am Hof, eine Grünterrasse oder Zugang zu einem Stück Gründach.

Diese urbane Gründurchsetzung ist eine der aussichtsreichsten Perspektiven für neue urbane Berufschancen in Kooperation mit qualifizierten Zulieferern aus dem Umland. Ganze Stadtviertel kommen dadurch auch zu einer wasserwirtschaftlichen Umorientierung, bei der Regenwasser nicht (wie jetzt) möglichst rasch abgeführt wird, wodurch schon nach einer Stunde wieder die trockene Steinwüste herrscht, sondern der Starkniederschlag geht in die Grundwasser-Neubildung, in die Vegetation oder wartet in Zisternen auf den Bewässerungseinsatz statt Kanalnetze und Klärsysteme stoßweise zu überfordern, was derzeit vielerorts ein Problem darstellt. Die heute bereits große Auswahl einstellbarer Automat-Bewässerungssysteme gewähren Mietern ein bisher nicht gekanntes Ausmaß an Freiheit, auch für längere Abwesenheit.

Grüne Hochhäuser? Überraschenderweise bieten Wohnhochhäuser die schlechteste urbane Flächenausnutzung, da sie, je höher, umso größere Abstände benötigen (schon wegen des Schlagschattens ein bis eineinhalb Gebäudehöhen!) Dagegen bieten Wohnhöfe mit nur 3 bis 4 Geschoßen auf demselben gewidmeten Baugrundstück durch bessere Ausnutzung um 20% mehr Wohnflächen, und zwar sogenannte „Vollwertwohnungen“, d. h. jede Wohneinheit mit privatem Grünraum-Hofanteil, Terrasse oder Gründachanteil, also mehr Qualität und Kubatur, wenn man sie mit 10-geschoßigen „Wohnscheiben“ heutigen Typs vergleicht, samt deren sattsam bekannten sterilgrünen Abstandsflächen.

Wo solch nutzlose Gemeinderasen schon existieren, bewährt sich wenigstens deren Parzellierung zu „Mietergärten“ für Interessenten aus den nahen Hochbauten, wie dies als Großversuch in vorhandenen Bebauungen anlässlich der Internationalen Gartenschau IGA Stuttgart zum Erfolg wurde: Aus Pachtgärtchen wurden Prachtgärtchen auf den vorher von der Stadt zu erhaltenden und nachts zunehmend unsicheren Flächen.

Dennoch überbieten sich Designer neuerdings mit himmelstürmenden Stadt-Utopien vielgeschoßiger Grüntürme – quasi Manhattan-Visionen dicht gepfechter Vertikalmonster mit vollgepflanzten Glas-Etagen, technokratische „Wolkenschiebereien“ mit Hilfe brillanter Computergraphiken – vielleicht zur Freude der Großbauindustrie: Megakonstrukte aus Stahlbeton versprechen uns die Grüne Stadt!

In Mailand wurde 2013 der vielbestaunte Expo-Gag des sogenannten „Vertical Forest“ Realisiert: zwei Türme (76 und 110 m, 19 und 27 Etagen) mit 900 Bäumen in 1,3 m tiefen balkonartigen Betonkisten, immerhin 20 Laub- und Nadelbaum-Arten, 3 m, 6 m und 12 m hoch – zur endgültigen Widerlegung der kleinmütigen Spruchweisheit, dass „die Bäume nicht in den Himmel wachsen“. Das ließ man sich was kosten – doch leider ist's kein Mietergrün: Die sogenannten „bewaldeten“ Balkone sind für die Wohnenden unzugänglich (!) und nur durch kostspielige Firmenleistungen zu erhalten, die das von außen mit technischem Aufwand in schwindelnden Höhen mit risikobereiten Kräften durchführen. Dies steigert die Wohnkosten erheblich. Ein Hauptproblem für Bäume in diesen Gebäudehöhen sei der Winddruck – in Höhen, in denen man anderswo deshalb schon Windrotoren montiert. Das beweist einmal mehr, dass intensive Gründurchsetzung urbanen Lebens nicht durch Vertikalverdichtung in maßlosen Hochbauten erreichbar ist.

Dagegen war Hundertwasser ein intelligenter Visionär, der sich auch oft (leise lächelnd) als Hofnarr der Industriegesellschaft inszenierte, weshalb man seine Ideen oft als zu schrill und „unrealistisch“ bezeichnete. In Wahrheit waren seine Vorschläge durchaus realistisch und, bei allem hintergründigen Humor seiner Aktionen und Manifeste, vom ehrlichen Glauben

an ihre Machbarkeit getragen. Ihm ging es nicht um das Imponiergehabe unbezahlbarer „vertical forests“ mit gewaltigem Erhaltungsaufwand, sondern der Natur und den Stadtmenschen „oben“ etwas von dem zurückzugeben, was man ihnen „unten“ laufend nahm. („Dein Paradies beginnt vielleicht schon beim Nachbarn um die Ecke . . .“)

Allein die technische Lösung zum Schutz seiner Bäume auf dem Hundertwasserhaus gegen Windwurf (nicht auszudenken, wenn sie auf Oberleitungen und Straße stürzten) war ein genialer Durchbruch für urbanes Dachgrün (gemeint sind die Verankerungen im Torstahlgitter unter der relativ geringen Dacherdeschicht). Ich erinnere mich, wie gerne er Besuchern die Hängematte zwischen den Stämmchen der damaligen Jungbäume spannte, um zu zeigen, wie gut sie bereits standhielten.

Immerhin wurde sein Haus in 1030, Ecke Kegelgasse zu einer der größten Touristen-Attraktionen Wiens, bis heute, gleich nach Stephansdom und Schloss Schönbrunn.

Die Stadtbevölkerung wird immer älter. Gerade ältere, vielleicht auch weniger mobile Menschen wissen die Kleinstgärtnerei als Wohnbestandteil besonders zu schätzen.

Während Kindern beim „Gärtnern“ alles viel zu langsam geht, können ältere Menschen mit ihrem ganz anderen Zeitempfinden den Pflanzen beinahe beim Wachsen zusehen. Immer mehr Menschen reifen dem Garten entgegen.

Gartenglück auf kleinstem Raum, sogar mit einem bescheidenen Selbstversorgungsanteil an schmackhaft „verpackten“ Vitaminen in Beerenobst, Blattgemüse und Kräutern dient der individuellen Entfaltung ebenso wie einer vielfältigen qualitäts- und beratungsintensiven Zuliefer- und Dienstleistungsbranche mit ungeahnten Potenzialen. Man denke nur an die Chancen von asiatisch beeinflussten Bonsai-Gärten, deren Funktion es seit jeher war, auf engstem Raum größtmöglich harmonische Vielfalt und durch Miniaturisierung die perspektivische Illusion landschaftlicher Weite zu erzeugen. Alte Gartenweisheit wird zur stillen Leidenschaft von Kennern.

Kleine Gärten – große Pioniere

Wissen Sie, dass gerade die kleinen Gärten zu Schrittmachern großer Umschwünge werden konnten? Tatsächlich hielt der Biologische Landbau ursprünglich über die Küchengärten der Bäuerinnen, die wenigstens für den Familienbedarf chemiefrei produzieren wollten, seinen Einzug – dort, wo es um Gesundheit, Geschmack, Aroma und beobachtbare Haltbarkeit ging.

Maria Müller, die Gattin des Begründers der Organisch Biologischen Methode, des Schweizers Dr. Hans Müller, widmete sich besonders ab den 1970er Jahren unzähligen Kursen in Bauerngärten, so auch in Niederösterreichs Buckliger Welt, die dann zur frühen Vorzeigeregion des Bio-Landbaues wurde.

Und die Naturgarten-Idee der Gegenwart fußt ebenfalls in der Experimentierfreude risikobereiter Privat-Gärtner mit scharfem Beobachterblick, in einer Zeit, wohlgemerkt, in der hunderttausende Hobbygärtner, auch Gartenämter der Gemeinden eigentlich ohne ökonomische Ertragszwänge fest glaubten, ohne Chemie gehe es nicht, die Werkzeughütten zu

Giftdepots wurden und Behörden den Kleingärtnern toxische Herbstspritzungen mit dem teuflischen „Gelböl“ (Ortho-Kresol) vorschrieben.

Mittlerweile haben sich weitblickende Stadtgarten-Direktoren längst vom chemischen „Pflanzenschutz“ verabschiedet, wie der couragierte DI Gerhard Weber in der Kur- und Kongressstadt Baden bei Wien trotz der Herausforderung pflegeintensiver historischer Anlagen samt „Rosarium“ – gegen manche Zweifel aus den eigenen Reihen. Sein stärkstes Argument neben der Ökologie: der Arbeitnehmerschutz!

Anfang der 1990er Jahre erhielt ich den Besuch des damaligen nö. Umwelt-Landesrates Mag. Wolfgang Sobotka in meiner Museumsdirektion. Er litt unter seinem Ressort zwischen Industrieschlotten, Sondermülldeponien, Feinstaub und Lärmproblemen, machtvollen Lobbys, die gegen Umweltauflagen revoltierten – ein permanentes „Gift und Galle-Thema“, wo bleibe Ökopolitik mit Beliebtheit durch positive Visionen?! Bald waren wir uns einig: Der Lichtblick hieß „Naturgarten-Idee“ mit Werner Gamerith als seinem Berater, zugleich ihr damals überzeugendster Vertreter in Wort und Bild, vor allem auch durch die Praxis in seinem öö. Gartenparadies am Grünberg, Dörfel 16, bei Waldhausen. Die Saat ist aufgegangen, „Natur im Garten“ wurde in diesen zwei Jahrzehnten die erfolgreichste Umweltinitiative auf freiwilliger Basis im größten Bundesland Österreichs – nicht zuletzt auch dank medialer Kommunikatoren wie des gartenkundigen, ebenso genialen wie schelmischen Journalisten Karl Ploberger mit dem ihm eigenen Humor. Denn gibt es einen besseren Slogan, um der Natur hier zu ihrem Recht zu verhelfen, als den Garten für „intelligente Faule“? Selbst wenn wir wissen, dass dies keineswegs generelles „Nichtstun“ bedeuten kann (man unterschätzt oft die stillen, aber unerbittlichen Verdrängungsdramen innerhalb der Pflanzenwelt), so war die Parole doch eine echte Befreiung von unsinniger „Frohn ohne Lohn“. Nun kann manch braver Gatte, den SIE zu Rasenrasur und Unkrautbekämpfung abkommandiert, fragen: „Unkraut – was ist das, gibt’s das überhaupt?“, und noch gekonnter: „Jäten – das ist Zensur an der Natur!“

Ich lasse zum Schluss einen prägenden, leider zu früh verstorbenen Freund zu Wort kommen. Sie alle haben schon von ihm gehört, darum möchte ich, dass Sie ihn erraten. Er hat sich um 1990 für eine, früher in Gärten häufige und dann vom Aussterben bedrohte Species eingesetzt. Hier sein Manifest in einer Mischung aus leisem Lächeln und großem Pathos:

Der Gartenzwerg

Die Abwesenheit von Kitsch macht unser Leben unerträglich.

Ohne Romantik geht es nicht.

Der Gartenzwerg symbolisiert das Recht auf Träume und die Sehnsucht nach einer besseren Welt.

Der Gartenzwerg ist ein Bollwerk gegen die seelenlose, nihilistische Diktatur unserer Zeit.

So, wie wenn man mit Knoblauch und Kruzifix Dracula verjagt,

so vertreibt man mit dem Gartenzwerg sterile, tyrannische Dogmatiker.

Am Gartenzwerg scheiden sich aggressive Rationalisten und passive Erträumer eines besseren, schöneren Daseins.

Lange vor unserem rationalistischen Weltbild,

lange vor den alten Göttern der Römer und der Ägypter,
lange vor unserer Geschichtsschreibung haben wir Menschen die Gabe gehabt,
mit den Vögeln, mit den Tieren, mit den Pflanzen und Bäumen, ja sogar mit den Quellen
und Steinen zu reden, und man verstand sich im gemeinsamen Sprechen.

So steht es geschrieben in den Märchen.

Der Gartenzwerg – zusammen mit den Elfen, Nixen, Gnomen, Riesen und der ganzen Schar
von Wunderleuten – ist ein letzter Überrest aus jener fernen Urzeit.

Der Mensch lebt kraft seiner Identität, kraft seiner Erinnerung an die Wurzeln seines Seins.
Jetzt sind wir zwar sehr „gescheit“, haben aber die Sprache der Natur verlernt.

Deshalb der kleine Zwerg im Garten.
Sprich du für mich mit Gras und Vögeln,
ich kann es nicht mehr.
Und bitte die Natur um Verzeihung für das,
was wir ihr Böses tun,
und hilf mir gegen den eiskalten,
übermächtigen Feind.
Ich kann es nicht mehr.

Friedensreich Hundertwasser (1928-2000) in der „Arbeiterzeitung“ vom 11. Juni 1990

Ich danke Ihnen und wünsche der oö. Landesgartenschau den Erfolg, den sie verdient!